

Dirigenten unter der Lupe

Der Dirigent, die faszinierendste und geheimnisumwobenste Figur des Musiklebens, scheint für die schreibende Zunft ein unerschöpfliches Thema zu sein. Die Anzahl der im Laufe der Zeit erschienenen Publikationen ist beträchtlich, doch mangelte es in den letzten Jahren an einer schlüssigen Gesamtdarstellung. Nun nehmen sich gleich zwei Neuveröffentlichungen des Themas an, die sich, obgleich in der Anlage ähnlich, in einem wesentlichen Punkt unterscheiden.

Wolfgang Schreiber, langjähriger Musikkritiker der Süddeutschen Zeitung, entwirft ein umfassendes Panorama des Berufsstandes von den Anfängen mit Hans von Bülow und Arthur Nikisch bis hin zur Gegenwart mit Simon Rattle und Esa-Pekka Salonen. Natürlich nehmen dabei die legendären Maestri des 20. Jahrhunderts den meisten Raum ein. Der CD-Freund findet hier von Toscanini und Furtwängler bis zu Karajan, Bernstein und Carlos Kleiber all jene Namen, die in seiner Sammlung präsent sind. Auch wer sich über Mitropoulos, Horenstein oder Schuricht informieren möchte, wird nicht enttäuscht.

Auf all diese Namen muss man bei Julia Spinola verzichten, denn die Musikredakteurin der Frankfurter Allgemeinen Zeitung hat sich Aktualität auf die Fahnen geschrieben und beschränkt sich ausschließlich auf lebende Dirigenten, denen man heute im Konzertsaal oder Opernhaus begegnen

könnte. Selbst Carlo Maria Giulini, der, wie wohl in Zurückgezogenheit, zur Zeit der Drucklegung noch lebte, fand keine Berücksichtigung. Dass andererseits Marcello Viotti noch vertreten ist, unterstreicht die Flüchtigkeit des Aktualitätsanspruchs. Ein derartiges Buch stellt zwangsläufig nur eine Momentaufnahme dar. Auf dieser Basis bietet Spinola einen Überblick der heutigen Dirigenten-Szene von Abbado bis Zinman unter Einbeziehung etlicher wenig bekannter Namen.

Beide Bücher gliedern sich in eine Reihe von ausführlichen Portraits und einen Anhang mit Kurzbiographien, wobei sich über die Zuordnung streiten lässt. Auch vermisst man in beiden Fällen einige durchaus wichtige Namen ganz. Bei Spinola hat das Pochen auf die Präsenz im deutschsprachigen Raum (wobei es sich unverkennbar um den Frankfurter handelt) einen Anflug von provinzieller Überheblichkeit, wenn so Maazel und Levine in den Anhang verbannt werden. Spinolas Portraits verbinden den Versuch einer ästhetischen Charakterisierung mit einer oft ins Detail gehenden Analyse der konkreten künstlerischen Arbeit. Weniger Risiko geht Schreiber ein, wenn er seine Essays mehr unter äußeren Gesichtspunkten bündelt und wendig durch die überwältigende Fülle von biographischem, musikalischem und zeitgeschichtlichem Material manövriert. Natürlich offenbaren



die Texte auch etwas vom Musikbegriff ihrer Urheber, zumal beide Autoren den Blick auf ihre Hausgötter – hier Adorno/Gielen, dort Celibidache – nicht verwehren. Ein eigenes Kapitel ist jeweils den Originalklang-Adepten sowie den Frauen am Pult gewidmet.

Schreibers repräsentativer Band punktet mit Bibliographie und umfangreichem Personenregister. Die etwas willkürliche Diskographie bei Spinola erscheint entbehrlich, hervorzuheben sind dafür die übersichtliche Gestaltung des Lexikon-Teils sowie die Überschriften auf jeder Seite, die eine rasche Orientierung ermöglichen. Dem Leser bleibt die Qual der Wahl zwischen einem ebenso unterhaltsamen wie kenntnisreichen Lesebuch und einem bei aller Subjektivität informativen Nachschlagewerk für den Konzertbesuch.

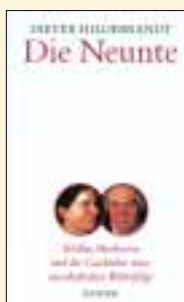
Peter T. Köster

Wolfgang Schreiber: Große Dirigenten. Piper, München 2005, 532 S., 24,90 Euro
Julia Spinola: Die großen Dirigenten unserer Zeit. Hanser, Berlin 2005, 288 S., 24,90 Euro

Kultiviertes Plaudern

Schillers Dichtungen sind für die Musik äußerst schwierig. Der Tonsetzer muß sich weit über den Dichter zu erheben wissen. Wer kann das bei Schiller. Da ist Goethe viel leichter.“ Der Komponist muss sich über den Dichter erheben? Spricht daraus Hybris? Es war Carl Czerny, der diese These in die Welt gesetzt, Goethe abgewatscht und Schiller gehuldigt hat.

Vielleicht hat er mit dieser Aussage seinem Lehrer Beethoven vorab einen Dienst erwiesen. Denn, seien wir ehrlich, das Finale der Neunten stellt immer wieder Beethoven als den Komponisten ins Schaufenster, nicht aber Schiller, der den Text dazu lieferte. Dieses Manko hat nun Dieter Hildebrandt aufzuarbeiten versucht, indem er der Geschichte dieses Welterfolges von beiden Fundamenten her auf den Grund geht. Was er im Vorwort ankündigt, löst er auch ein: Das Buch gehe „der allmählichen Verfertigung einer Faszination nach, versucht sich an der Beschrei-



bung einer Kultkarriere. Es ist kein musikwissenschaftlicher Versuch und kein Beethoven-Hymnus“. Hildebrandt nimmt eben Schiller mit ins Boot seiner Untersuchung; er spürt ihn auf, als der Herzog Carl Eugen ihm das „Comödien-Schreiben“ verbat, und ergründet Schillers Seelenverfassung. Er verfolgt ihn an seinen Schreibtisch, und er geht – end-

lich mal einer – dem direkten Verhältnis Beethovens zu Schiller nach. All das wird abgesichert durch Lese Früchte aus reichlich Primär- und sorgsam ausgewählter Sekundärliteratur, deren Nachweise Hildebrandt geschlossen ans Ende seines Buches verbannt.

Einwände? Wir könnten Hildebrandt einige Ungenauigkeiten an Nebenschauplätzen nachweisen; wir müssen feststellen, dass sich, je näher wir der Gegenwart kommen, die Rezeption der Neunten immer weniger in wenige Kapitel pressen lässt. Doch das än-

dert nichts an der Tatsache, dass dieses Buch, ähnlich wie schon Hildebrandts „Piano(-forte)“-Bücher, eine Gabe offenbarten, die in dieser Form nur wenige beherrschen: Dieses Buch besitzt die seltene Kunst eines kultivierten Plaudertons. Immer wieder bereitet es Freude, Hildebrandts Lust an der Sprache und, in Verbindung damit, seiner Akribie in inhaltlichen Fragen zu folgen. Für jeden Sammler kulturgeschichtlicher Themen ist diese musik-literarische Verknüpfung ein Muss. Die Zitrone dieses Buches geht unterdessen ans Verlags-Lektorat, wo man glaubte, das Register mit Lücken und Falschschreibungen befrachten zu können. Das versteh' mal einer.

Christoph Vratz

Dieter Hildebrandt: Die Neunte. Schiller, Beethoven und die Geschichte eines musikalischen Welterfolges. Hanser, München 2005, 368 S., 24,90 Euro



Modernisierter Biber

Bibers Kirchenmusik ist mit Blick auf die vier Pfeileremporen des Salzburger Doms oft mehrchörig angelegt und eignet sich somit optimal für Surround-Aufnahmen, was inzwischen auch die Schallplattenindustrie gemerkt hat. Daher mag eine Neuauflage der „Missa Sancti Henrici“ nebst Aufführungsmaterial nun zum rechten Zeitpunkt erscheinen. Dieses Werk entstand vermutlich zu Ehren Heinrichs II., der Bibers Namenspatron war und als zweiter Stifter jenes Klosters galt, in das Bibers zweitälteste Tochter 1696 eintrat. Als Minimalbesetzung sind fünf Singstimmen (jeweils Solo und Ripieno), zwei Violinen, drei Violon, zwei Trompeten, Pauken und Basso continuo vorgesehen; drei weitere Trompeten und drei Posaunen können den Satz ad libitum auffüllen. Diese Messe, aus der übrigens Mozart in seiner „Jupiter-Sinfonie“ und seiner „Zauberflöte“ zitiert, bietet eine interessante Folge unterschiedlicher Stile und Strukturen.

In der praktischen Ausgabe von Armin Kircher werden grundsätzliche Probleme heutiger Editionstechnik deutlich: Durch die Hinzufügung von Taktstrichen wird Bibers sinnvolle Unterscheidung zwischen Dreihalbe- und Dreiganzetakt unkenntlich gemacht, die Korrektur der barocken Schreibweise „coelum“ in das klassische „caelum“ wirkt sich deutlich auf die Vokalfärbung aus, und die Behauptung, die Orgelstimme sei von einem Bassinstrument der 8'-Lage mitzuspielen, während die überlieferte Violonestimme einem 16'-Instrument vorbehalten sei, ist quellenmäßig nicht zu stützen und spricht in solcher Generalisierung nicht mehr dem, was inzwischen an differenzierten Kenntnissen über den barocken Generalbass vorliegt. Für die Aufführung eines normalen Kirchenchores mag das von geringerer Bedeutung sein; Experten werden die Carus-Ausgabe aber mit Vorsicht genießen.

Matthias Hengelbrock

Biber: Missa Sancti Henrici, hrsg. von Armin Kircher, Carus 40.676, 38,40 Euro



Authentischer Schubert

Der Notentext dieses ersten Bandes von Schubert-Liedern (hohe Stimme) druckt denjenigen nach, den der wohl renommierteste Schubert-Herausgeber, Walther Dürr, für die Schubert-Gesamtausgabe erarbeitet hat. Damit liegt die gegenwärtig wohl beste, zuverlässigste und informativste Edition dieser Lieder, darunter etwa „Die schöne Müllerin“, dankenswerterweise in einer wohlfeilen Ausgabe vor, die sich hoffentlich auch durchsetzen wird. Der Band bietet zudem noch ein Vorwort des Herausgebers, das die allgemeinen Editionsprinzipien referiert und über Entstehung, Überlieferung und bemerkenswerte Varianten in verschiedenen wichtigen Quellen informiert.

Dieses präzise Vorwort ist ein Vorbild an sachlicher, unaufdringlicher und uneitler Gelehrtheit! Beigegeben sind auch Abdrucke aller Liedtexte sowie vollständige alternative Fassungen einzelner Lieder. Die Gestaltung des Notentextes ist von den Editionsprinzipien der Schubert-Gesamtausgabe geprägt, mit ihrer Anordnung der Lieder nach Schuberts regelmäßig missachteten Wünschen und leider auch mit ihrem System von Kennzeichnungen der Herausgeber-Zutaten. Der gelegentlich kursive Textdruck etwa oder der Kleinstich einzelner Noten, die feiner gezogenen Gabeln und die eckigen Klammern repräsentieren also keine Nachlässigkeiten des Drucks, besitzen auch keine speziellen musikalischen Bedeutungen, sondern spiegeln lediglich philologische Probleme wider. Dass diese so sorgfältig erarbeitete Ausgabe gleichwohl noch Druckfehler enthält, mag als „menschlicher“ Zug überraschen, schmälert jedoch nicht ihre Bedeutung: So muss auf Seite 173 Takt 23 in der rechten Hand des Klaviers ein Haltebogen ergänzt werden, und auf Seite 200 fehlt im Gesangssystem nach Takt 6 der Taktstrich.

Giselher Schubert

Schubert: Lieder. Band 1 (Hohe Stimme), hrsg. von Walther Dürr, Bärenreiter BA 9101, 34,95 Euro



Wider die Tradition

Aber, lieber Beethoven, was haben sie denn da wieder gemacht!“ – Hätte sich Fürst Esterházy lieber ein wenig zurückgehalten mit seiner Ablehnung von Beethovens Messe in C-Dur. Die Quittung bekam er vom Meister persönlich: Nach mehrfacher Meinungsänderung widmete Beethoven sein Werk schließlich dem Fürsten Ferdinand Kinsky, auch wenn der Auftraggeber der Komposition Nikolaus II. Esterházy war. Bestellt hatte dieser die Messe für den Namenstag seiner Gattin Maria Josepha Hermenegild, und im Gegensatz zur „Missa solemnis“ erlebte Beethovens op. 86 pünktlich am 13. September 1807 seine Uraufführung.

Die Ablehnung Esterházy ist dabei durchaus verständlich, stellte sich der Komponist mit seiner kontrastreichen, sinfonischen Umsetzung des Messtextes doch bewusst gegen die Tradition liturgischer Messvertönungen. Gewagte Chorsynkopen und das unwirsch wirkende „Amen“ am Ende des dramatischen Glorias dürften das ihre dazu getan haben.

Ähnlich schwer, wie es die Messe beim zeitgenössischen Publikum hatte, hatte es auch der Herausgeber der vorliegenden Urtextausgabe, Jeremiah W. McGrann. Da die erhaltenen Aufführungsmaterialien in scheinbar größter Eile angefertigt wurden, traten an die Seite von Beethovens damaligem Hauptkopisten, Joseph Klumppar, nicht weniger als 13 weitere Schreiber, die mit dem Kopieren der späteren Sätze sowie der Duplikatstimmen für Streicher und Chor beschäftigt waren. Nicht alle haben dabei sorgfältig gearbeitet, weshalb Klarheit der Notation und Korrektheit des Notentextes erheblichen Schwankungen unterworfen sind. Verschärft wird die problematische Quellenlage außerdem durch den Erstdruck der Partitur bei Breitkopf & Härtel. Denn obwohl Beethoven vom Verlag Korrekturfahnen erhalten hatte, blieben viele offensichtliche Fehler stehen, und es gab zahlreiche problematische Stellen.

Die vorliegende Studienpartitur ist im Henle-Verlag erschienen und kostet 13,- Euro.

bjo



Märchen aus und für Äthiopien

Vor 24 Jahren gründete Karlheinz Böhm die Hilfsorganisation „Menschen für Menschen“. Seither hat er viel Zeit in Äthiopien verbracht und die harten Lebensbedingungen der Menschen dort ebenso kennen gelernt wie ihre reiche Kultur. Beide Erfahrungen vereint das äthiopische Märchen, das er nun nacherzählt, das Märchen von einem Jungen, der durch sein Flötenspiel einem guten Geist beschwört. Im Anhang finden sich außerdem einige sachliche Informationen zum Land und zu den heimischen Musikinstrumenten, die sich jedoch wohl eher an die vorlesenden Erwachsenen richten, während die Erzählung selbst durchaus schon für Vorschulkinder geeignet ist.

Brigitte Smith hat das Buch in Anlehnung an afrikanische Volkskunst schlicht, aber eindringlich illustriert. Und Enjott Schneider hat die Geschichte von Ali vertont. Schneider hat die Musik zu über 300 Filmen geschrieben, darunter „Herbstmilch“ oder „Schlafes Bruder“. Und so klingt auch seine zum Glück ohne platte Exotismen auskommende Komposition zu „Ali und der Zauberkrug“, die Mitglieder des Philharmonischen Staatsorchesters Mainz unter Leitung von Catherine Rückwardt liebevoll und weit mehr als nur routiniert eingespielt haben. Auf der beiliegenden CD findet sich das halbstündige Werk einmal ohne den und einmal mit dem vom Autor selbst vorgetragenen Text, der allerdings sehr unter Böhm's altersbedingt schwacher Rezitation leidet. Dennoch könnte man sich die Version mit Sprecher gut als effektvollen und nicht allzu schwierig zu realisierenden Beitrag zu einem Kinderkonzert vorstellen.

Ganz zum Schluss gibt es noch ein Lied zum Mitsingen und eine Videodokumentation über Karlheinz Böhm's Äthiopienhilfe. Und an die gehen natürlich auch zwei Euro vom Verkaufspreis jedes Buches.

Jörg Hillebrand

Karlheinz Böhm/Enjott Schneider: Ali und der Zauberkrug. Ein musikalisches Märchen aus Äthiopien. Mit Bildern von Brigitte Smith. Schott, Mainz 2005, 36 S. mit CD, 19,95 Euro.



Kochen mit Musik

Eingefleischte „Ritter Rost“-Fans erinnern sich noch an den Ohrwurm „So kocht die Oma“ aus der „Prinz Protz“-Episode. Hier knüpft die neue Musikproduktion des multimedialen Unternehmens an: Jetzt spricht die Großmutter des blechernen Helden und verrät 20 Lieblingsrezepte ihres Enkels und anderer Figuren aus seinen Abenteuern.

Dabei handelt es sich überwiegend um ganz alltägliche Gerichte wie Pizza, Gemüsereis oder Obstsalat, die allerdings als „Gebäckene Lava mit Zahnrädern und Unterlegscheiben“, „Reißnägeln in der Pfanne“ und „Schraubenzieherkompott“ verkauft und entsprechend beschrieben werden. In Klammern oder Nebensätzen erfährt der junge Versuchskoch, was für Zutaten er nehmen sollte, wenn er „gerade mal zufällig“ kein „Getriebeöl zum Anbraten“ oder ähnliche Gaumenfreuden des rostigen Ritters im Haus hat. Das ist zunächst ganz lustig, verbraucht sich aber bald und wird auch noch ganz schön makaber, wenn Mies, der Werwolf, statt Würstchen abgeschnittene Finger zubereitet.

Zum Glück sind da aber noch die elf Lieder des bewährten Autorenteams Jörg Hilbert (Text) und Felix Janosa (Musik). Man möchte immer mehr davon hören und kann nur bedauern, dass die beiliegende CD nicht mehr als eine halbe Stunde Spielzeit bietet, wobei zwei der elf Titel auch noch Übernahmen aus älteren Veröffentlichungen sind. Gekonnt spielt Janosa mit den Idiomen der Unterhaltungsmusik, mit Blues, Soul, Funk, Rap, Reggae, Schlager, Kabarett – und das Tolle ist, dass man nie so recht weiß, ob er nun parodiert oder nicht. Unter den mitwirkenden Instrumentalisten finden sich neben dem Komponisten am Klavier Bekannte wie der Trompeter Christoph Titz oder der Schlagzeuger Kurt Billker, als Sänger hört man die populären Stimmen der „Ritter Rost“-Hörspiele. Wer es anhand der mitgelieferten Noten selbst versuchen möchte, hüte sich vor der vertrackten Jazz-Harmonik.

Jörg Hillebrand

Jörg Hilbert/Felix Janosa: Ritter-Rost-Kochbuch. Rezepte und Musik aus der Schrottküche. Terzio, Schöten, München 2004, 52 S. mit CD, 22,- Euro.



im dezember

Do 01.12.2005 | 20.00 Uhr | Großer Saal
Werke von G. P. Telemann, G. F. Händel, A. Vivaldi u. a.
Reinhold Friedrich Trompete
Cappella Istropolitana

Fr 02.12.2005 | 20.00 Uhr | Großer Saal
Peter Tschaikowsky: »Der Nussknacker« u. a. Werke
Carlo Tiedemann Rezitation
Bremer Philharmoniker
Matthias Foremny Dirigent

So 11.12.2005 | 11.00 Uhr | Großer Saal
Mo 12.12.2005 | 20.00 Uhr | Großer Saal
Johannes Brahms: Konzert für Violine und Orchester D-Dur
Peter Tschaikowsky: Sinfonie Nr. 5 e-Moll op. 64
Frank Peter Zimmermann Violine
Bremer Philharmoniker
Lawrence Renes Dirigent

Di 13.12.2005 | 20.00 Uhr | Großer Saal
Lieder von Franz Schubert
Ian Bostridge Tenor
Julius Drake Klavier

Do 15.12.2005 | 20.00 Uhr | Großer Saal
Robert Schumann: Genoveva-Ouvertüre
Robert Schumann: Sinfonie Nr. 1 B-Dur op. 38
Robert Schumann: Sinfonie Nr. 2 C-Dur op. 61
Die Deutsche Kammerphilharmonie Bremen
Daniel Harding Dirigent

Mi 21.12.2005 | 20 Uhr | Großer Saal
Sergej Prokofjew: Sinfonie Nr. 1 D-Dur op. 25
Peter Tschaikowsky: Variationen über ein Rokothema A-Dur
Ludwig van Beethoven: Sinfonie Nr. 6 F-Dur op. 68 »Pastorale«
Dmitrij Maslennikov Violoncello
NDR-Sinfonieorchester Hamburg
Christoph Eschenbach Dirigent

Fr 23.12.2005 | 20 Uhr | Großer Saal
Werke von A. Corelli, G. Muffat, J. S. Bach, G. Gabrieli u. a.
Andreas Staier Cembalo
Bettina Wild Flöte
Die Deutsche Kammerphilharmonie Bremen
Daniel Sepec Violine und Leitung

DIE GLOCKE
DAS BREMER KONZERTHAUS
Ticket-Service in der Glocke
Tel. 0421 / 33 66 99 | www.glocke.de

Zur Verfilmung empfohlen

Manche Stoffe der hier vorgestellten Hörspiele sind bereits in Gestalt von Filmen bekannt geworden. Andere würde sich dazu bestens eignen.

Das ist neu in der Hörspielszene. Vom Film sind wir es gewohnt, dass große Erfolge wie „Tarzan“ oder „Titanic“ als Remake aufgelegt werden, um frisches Geld in die Kassen spülen. Im Hörbuch-Genre dürfte die Bearbeitung eines Hörspielklassikers 50 Jahre nach seiner Entstehung jedoch eine Ausnahme darstellen. Der MDR hat sie gewagt und „Unter dem Milchwald“, das berühmte, 1953 von der BBC produzierte „Theater für Stimmen“ von Dylan Thomas, in sensibel veränderter Perspektive und großartig besetzt neu aufgenommen. Erst vor wenigen Jahren ist, ebenfalls beim Hörverlag, die erste deutsche Fassung des NDR aus dem Jahr 1954 in der Übersetzung von Erich Fried herausgekommen. Damals führte Fritz Schröder-Jahn Regie, unter den Sprechern waren Ilse Werner und Manfred Steffens. Die Neufassung des Hörspiels von Götz Fritsch nun verdichtet den Stoff in vielfacher Hinsicht: sprunghafter Richtungswechsel der Stimmen und Untermalung von gesprochenem Text und Musik mit Wortfetzen oder Atmen und Stöhnen der Protagonisten. Radikaler als Schröder-Jahn nutzt Fritsch die Musikalität der Textphrasen und ihre Kraft zur Assoziation, verteilt Sätze kreuzartig auf verschiedene Sprecher und schafft ein akustisches Mosaik von Geräuschen, wechselnden Stimmungen und Irritationen. Ihm geht es um die Sinnlichkeit des Stoffes und seiner grotesken Gestalten, die den fiktiven Fischerort Llaregrub bevölkern. Wem könnte die Gratwanderung zwischen Ironie, Poesie und staubtrocke-

sind namenlos und sonderbar starr. Sie folgen einem unausweichlichen Schicksalsweg, der hier aber überraschenderweise rückwärts gegangen wird. Der König (gemütlich und dominant: Walter Schmidinger) wird von der „Zeit“ (Klaus Maria Brandauer) an sein Lebensende katapultiert und darf sein Leben, jünger werdend, bis zur Geburt zurückverfolgen. Auch wenn er aus seiner Haut fahren möchte, als er im besten Alter seine große Liebe trifft und sie doch wieder aufgeben muss, kann er seinem Gefängnis „Königshaut“ nicht enttrinnen. Brandauer, der den Roman zusammen mit Schmidinger dramatisiert hat, agiert fingerschnippend wie der Teufel in der „Geschichte vom Soldaten“. Zwischen den Stilen schwankende Musiken und das Lied vom „Rad der Zeit“ geben dem Stück etwas Possenhaftes. Unter den Sprechern ist auch – quasi als „guest star“ – „Focus“-Chefredakteur Helmut Markwort, der pikanterweise einen Räuber darstellt.

Eine Märchenwelt belebt, zumindest im Kopf, auch Giacomo Casanova. Ihm hat der ungarische Dichter Sándor Márai in seinem Buch „Ein Herr aus Venedig“ ein Denkmal gesetzt, das vom WDR unter dem Titel „Die Gräfin von Parma“ in ein gelungenes Hörspiel verwandelt wurde. Márai ist eine Art ungarischer Tschechow, ein penibler Seelenforscher, der die Vergänglichkeit der Liebe und ihre unausweichliche Tragik thematisiert. Rufus Beck als lebendiger Erzähler und Sylvester Groth in der Rolle des alternden

mung zu einigem Ruhm gelangt ist. Mit einem Gebrauchtwagenhandel hat Willenbrock die Regeln des Kapitalismus nicht nur erlernt, sondern auch in seine Gewalt gezwungen. Bis zu dem Tag, an dem sein Weltbild von außen bedroht wird. Leonhard Koppelmanns kurzweilige Hörspielbearbeitung stützt sich auf gut ausgewählte Teile der erzählenden Vorlage und blendet prägnante Dialoge ein. Von Beginn an und erst recht durch Hendrik Meyers bedrohliche musikelektronische Einblendungen entfaltet sich das Stück zu einem vieldeutigen Psychogramm.

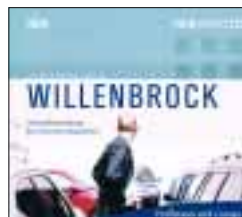
Als Film war Heinrich Bölls „Die verlorene Ehre der Katharina Blum“ bereits ein gesellschaftskritischer Schocker. Nicht minder packend nun Hermann Nabers Hörspieladaption mit Katharina Zapatka und Hannelore Hoger, die für den SWR entstanden ist. Hier spielt die Musik – Akkordeonstücke von Mauricio Kagel – eine wichtige Rolle. Herausragend Uwe Friedrichsen als arroganter und kühl berechnender Hauptkommissar Erwin Belzmann. Nicht minder hörenswert ist aus derselben Niedrigpreis-Serie Joy Markerts Hörspiel nach Gustave Flauberts Karthago-Drama „Salambo“ in der Regie von Uwe Schareck. Wiederum ein Stück, das sich – der Gedanke drängt sich förmlich auf – für einen Historienstreifen aus der Werkstatt Hollywoods eignen würde. Hinreißend agiert Anna Thalbach in der Rolle der zarten Priesterin, die mit der Kraft ihres Herzens gegen die Vernichtung kämpft.

Helmut Peters

Akkordeonmusik von Mauricio Kagel ziert „Die verlorene Ehre der Katharina Blum“

nem englischen Humor dabei besser gelingen als Harry Rowohlt und Partnern wie Ulrike Krumbiegel, Hilmar Thate und Gerd Baltus?

Scheinreal wie die Welt des Sprachakrobaten Thomas ist das Märchen „Königshaut“ nun gar nicht. Der 1960 im Oberpfälzischen geborene Dichter mit dem einprägsamen Namen Wolfsmehl hat es als Gegenstück zu Hofmannsthals „Jedermann“ erdacht und streng nach den Regeln des Volksmärchens gestaltet. Seine Figuren



Frauenhelden spielen Theater voller Lust und Verführung, ohne dabei die Kehrseite der zweifelhaft ausgelebten Freiheit zu übergehen. Großartig ist die Musik von Henrik Albrecht, die sich melodramatisch ins Geschehen mischt, auch wenn der skrupellose Spieler „zur Sache“ kommt.

Zur Sache, wenngleich zu einer anderen, kommt auch der ehemalige DDR-Angestellte Willenbrock in Christopher Heins gleichnamigem Buch, das durch eine aktuelle Verfil-

Dylan Thomas: Unter dem Milchwald; Der Hörverlag ISBN 3-89940-492-0 (2 CD)
Wolfsmehl: Königshaut; Hörbuch Hamburg ISBN 3-89903-198-9 (2 CD)
Sándor Márai: Die Gräfin von Parma; Der Audio-Verlag ISBN 3-89813-394-X (CD)
Christoph Hein: Willenbrock; Hoffmann und Campe ISBN 3-455-32032-5 (2 CD)
Heinrich Böll: Die verlorene Ehre der Katharina Blum; DAV pocket ISBN 3-89813-381-8 (CD)
Gustave Flaubert: Salambo; DAV pocket ISBN 3-89813-380-X (2 CD)



Abgründe der Jünglingsseele

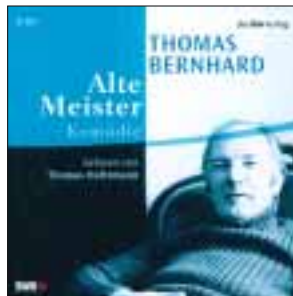
Als Robert Musil 1903 „Die Verwirrungen des Zöglings Törleß“ schrieb, den einzigen echten Erfolg seines Lebens, da erforschte zur gleichen Zeit Freud die psychologischen Verhältnisse des Individuums, das Unbewusste, Unterdrückte, Geheimgehaltene, die grausam tatsächlichen Mechanismen von Macht und Sexualität. Was der junge Törleß in der angesehenen Internatsschule „W.“ erfährt, liest sich wie eine erstaunlich präzise Umsetzung der Freud'schen Theorie in erzählerische Praxis. Kühl und messerscharf blickte Musil seinem Zögling in die Seelenabgründe, die den eigenen nicht fern waren.

Der mädchenhafte Basini wird eines Diebstahls überführt, die Sache wird von den Mitschülern Reitung und Beineberg verschwiegen, um ihn gefügig zu machen für die finsternen Kammerspiele des Sadismus. Törleß erlebt es entsetzt und fasziniert zugleich, er wird zum subtileren Mittäter und schließlich selbst verführt.

Ulrich Tukur hat Musils perfekte Erzählung 1989 für den Rowohlt-Verlag gelesen. Konsequenter folgt er der Perspektive des Textes: Er „wird“ Törleß. Sein heller Tenor beglaubigt den Jüngling; zugleich wahr er, bis auf wenige Ausbrüche, Distanz; das Ganze bleibt Lesung und wird Gott sei dank nie Theater. So geht das Konzept auf und trägt über sechs Stunden. Wer allerdings beim „Törleß“ auf original österreichischen Schmah und Schmelz nicht verzichten mag, wird sich von Tukurs norddeutsch-protestantischem Ton kaum bedient fühlen. Ein ewiges Produktionsärgernis sind auch hier die fehlenden oder zu knappen, jedenfalls unorganischen Pausen zwischen Abschnitten, wenn der Sprecher die Haltung wechselt.

Holger Noltze

Robert Musil: Die Verwirrungen des Zöglings Törleß; Der Hörverlag ISBN 3-89940-194-8 (6 CD)



Alles nichts

Genie und Österreich vertragen sich nicht“, sagt Reger, ein „Privatphilosoph“ und seit langen Jahren Musikkorrespondent der Londoner „Times“. Jeden zweiten Tag bezieht er Stellung im Bordone-Saal des Wiener kunsthistorischen Museums. Bei Betrachtung von Tintoretto's „Weißbärtigem Mann“ entwickelt er dort seine Gedanken, die uns durch seinen Schüler Atzbacher vermittelt werden. An diesem Tag ist er von Reger ins Museum bestellt worden. Atzbacher kommt eine Stunde früher, um den „Geistesmenschen“ Reger einmal in Ruhe zu beobachten. Manchmal bringt ihm Saaldieners Irrsiedler ein Glas Wasser. Am Ende lädt Reger den Atzbacher überraschenderweise in eine Aufführung des „Zerbrochenen Krugs“ im Burgtheater.

Weil sich Genie und Österreich nicht vertragen, konnten sich Thomas Bernhard und Österreich auch nicht vertragen. So wurde Bernhard zum Genie der Österreich-Beschimpfung. Der Bernhard-Gemeinde sind die maßlosen, herzerfrischend ungerechten Hasstiraden teuer. Auch in der „Komödie“ „Alte Meister“, erschienen 1985, wird man bestens bedient. Es ist übrigens keine Komödie, sondern ein Roman, eigentlich aber ein einziger Reger-Redestrom, voller Abscheu gegen den „Geschwätz-Schmutz“ der Gegenwart, gegen Staat, Schule, Lehrer und Kunsthistoriker, gegen Wiener, Burgenländer, Museumsbesucher und gegen die total überschätzten Nichtskönner Adalbert Stifter und Anton Bruckner. Aber auch an den alten Meistern bleibt kein gutes Haar. Denn je länger man ihre Meisterwerke anschaut, „so Reger“, desto mehr erwiesen sie sich als Monumente des Scheiterns: Kunst als Notausgang aus einem desolaten Heute funktioniert nicht.

Thomas Holtzmann wirft sich ganz und gar in diese siebenstündige Suada, ganz ohne falsche Österreicherei, bisweilen vibrierend vor Verachtung (darin dem Bernhard-Meisterdarsteller Minetti verwandt) und doch offen für die Tragik und Ironie dieser traurigen Komödie.

Holger Noltze

Thomas Bernhard: Alte Meister; Der Hörverlag ISBN 3-89584-950-2 (6 CD)

Avi

Herbst-Neuheiten



ANGELIKA KIRSCHLAGER & HELMUT DEUTSCH
Hugo Wolf - Das Grab des Anakreon
CD & Buch 97 8294005544 9

GOLDBERG-TRIO BONN Beethoven - Klein - Purcell
CD 42 6008553009 0

GOLDBERG-TRIO BONN Goldberg-Variationen
CD 42 6008553004 5

"Das Trio bot diese klanglich beeindruckende Musik von zeitloser Schönheit konzentriert und mit lockerer Hand".
Westfälische Rundschau 27.1.2004

KÖLNER KANTOREI - VOLKER HEMPFLING
Johannespassion Version IV (1739/1749)
CD 42 6008553006 9

"...die Kölner Kantorei war von Volker Hempfling offensichtlich bestens auf präzise Aussprache noch in raschem Tempo trainiert worden und agierte dementsprechend souverän.."
Kölner Stadtanzeiger 30.3.2004

